

Von Haus zu Haus

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **111 (1985)**

Heft 39

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dichtung und Wahrheit

Geschädigt wurde ich in zarter Jugend. Damals las ich die Werke grosser Dichter. Wo ich ihre Bücher auch aufschlug, begegnete ich geistig-seelisch hochstehenden weiblichen Wesen. Besonders das Jahrtausendgenie Goethe verpfuschte mir mein Leben. Ein

Von Ilse Frank

Satz, den dieser Quälgeist geschickt im «Tasso» unterbrachte, verfolgt mich Tag und Nacht, im Wachen, im Traum: «Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an.»

Da hatte ich als Halbwüchsige die Beschörung und habe sie immer noch. Denn die aus holdem Mund quellende simple Empfehlung macht mir, sooft ich mich ihrer erinnere, deutlich, dass bei Ilse schlicht nichts Ziemliches zu erkunden wäre, weil sich dieses nur äusserlich (relativ) zarte Geschöpf, vom ethischen Adel weit entfernt, wie ein Haudegen durch die Wochen, Monate, Jahre schlägt.

Natürlich wirkt die nicht wegzuleugnende Tatsache frustrierend. Das ist der Grund dafür, dass ich sie ändern möchte. Ich kenne kein heisseres Begehren, als hilfreich und gut zu werden – nur steht diesem schwärmerischen Ansinnen die rauhe Wirklichkeit entgegen.

Jeden Morgen erhebe ich mich einigermassen optimistisch aus den Pfühlen. «Frank», sage ich dann streng zu mir, «heute benimmst du dich nicht ein Mal daneben!» Ich nicke eifrig, denke ins Detail: Kein lautes Wort, keine Widerborstigkeit, keine Ungeduld ...

In den eigenen vier Wänden geht alles relativ glatt. Da bin ich ja auch nur mit meinem Spiegelbild konfrontiert. Draussen, in freier Bahn, beginnen gleich die Schwierigkeiten.

Ich erobere eine Waggonbank, rüste mich freudig für die flotte Zugfahrt. Da reisst ein Unglücksrabe im Abteil vor mir die Fensterscheibe herunter. Mir weht frischer Wind um die Nase.

Das vertrage ich einfach nicht. «Am Abend bin ich bestimmt schwer erkältet», murmele ich traurig und räuspere mich, um einen Protestsong anzustimmen. Ehe ich den Auftakt schmettere, fällt mir mein Vorsatz ein, der tapferes Schweigen gebietet. Ich stecke den Kopf in die am Haken baumelnde Jacke, schütze mich gegen das Sturmgebräus, so gut es geht. Unter meiner Luftschutzhülle ersticke ich fast am aufgestauten Ärger.

Den Bestimmungsort erreiche ich mit Müh und Not, die ich allerdings bald vergesse, weil ich erquickende Stunden vor mir zu haben glaube. Was gibt es Segensreicheres als Arbeit? – Eben.

Bis die Sonne an der Bürodecke im Zenit steht, läuft alles rund. Dann ziehen Wolken auf. Statische Elektrizität knistert in meinen Kleidern. Ich sitze vor dem Bildschirm und tippe Texte fürs Magazin. Die Maschine wird von meiner Nervosität angesteckt, die Leuchtschrift beginnt zu zittern. Ich sehe nicht mehr deutlich, was ich eingegeben habe, rätsle, rate, murmele Satzketten vor mich hin, öffne die Lippen weit, um einen Wortschwall hindurchzulassen, entsinne mich des morgendlichen Schwurs, unterdrücke einen Fluch. Ächzend erhebe ich mich, will weggehen, eine Erfrischung holen, mich ablenken. Da passiert's: Mit einem Schlag hat sich meine geballte Energieladung auf die Mattscheibe übertragen. Von ihr sind sämtliche Buchstaben verschwunden. In der graugrünen Fläche prangt, einsam und allein, der Cursor, eine Art Positionslicht, das automatisch nach dem letzten gedruckten Zeichen blinkt. Von traurigen Erfahrungen gewitzigt, erkenne ich gleich, dass alles, was ich seit heute früh geleistet habe, verloren ist, weg, im Nichts verschwunden. Da donnere ich los, kurz, aber heftig. Den Fürsten von Weimar habe ich vollkommen vergessen, und wenn er mir jetzt, trotz allem, in den Sinn käme, wäre er mir wurster als egal.

Endlich beruhige ich mich. Nur die Haare stehen mir noch zu Berge. Sie werden sich legen.

Eigentlich müsste ich mich nach meinem Ausbruch in Sachen Wohlverhalten nicht mehr anstrengen. Doch ich sage mir, einen Computer ins Pfefferland zu wünschen, sei keine Untat. Also bemühe ich mich weiter, zurückhaltend, freundlich, nett zu sein. Die Menschheit soll staunen!

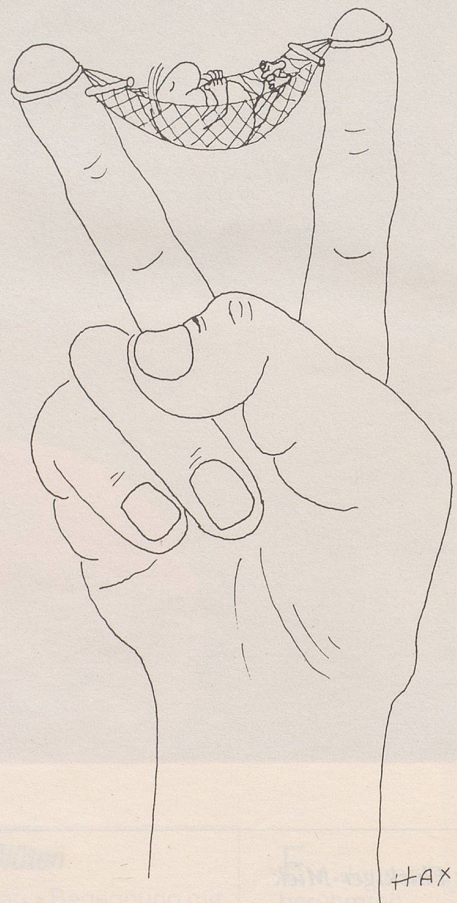
Den Rest der beruflichen Präsenzzeit verbringe ich in zähem Ringen mit der Tücke diverser Objekte. Beim Eindämmern konstatiere ich stolz: Knapp gewonnen!

Die Heimat ruft. Ich kehre in meine Wohnung zurück. Suche Frieden, Musse für lustvolles Feierabendtun. Da stösst über meinem Haupt einer ins Horn, dass bei mir unten alle Tassen im Schrank klirren. Aha, der Nachbar schwelgt in volkstümlichen Wunschkonzertklängen!

Ich zwingen mich, die Immission der Emission zu ignorieren. Nach

siebzig Minuten und vierzehn Sekunden kann ich nicht mehr, rase treppauf, läute Sturm, keife dem rücksichtslosen Burschen meine ganze Empörung ins Gesicht. «Wissen Sie, was edle Frauen sind?» forsche ich zum krönenden Abschluss meiner Tirade. «Schimären, Schimären!» brülle ich und: «Johann Wolfgang soll mich doch – am liebsten mit seinem Götz!»

Der Jüngling wirkt perplex. Er versteht offenbar die Welt nicht mehr. Für mich ist sie endlich in Ordnung.



Schlösser

Claudia hat Anfang Ferien das Schlüsselbein gebrochen. Tja – so gefährlich sind Tramschienen, falls man mit dem Velorad hingerät!

Was macht die arme Achtzehnjährige nun in den Schulferien? Nach drei Wochen ist eine Abwechslung fällig, und weil sich ihre Tante gerade beim schönsten Wetter auf einigen Viertausendern ausgetobt hat, ist auch hier ein Kulissenwechsel angebracht.

Das Wort «Paris» fällt. Hm.

O ja! Also. Was in Paris? Versailles – Schlösser überhaupt. Gut, das ist ein Ziel.

Am anderen Morgen – nach dem obligaten Arztbesuch – fahren wir los. Auf der Luftlinie Basel-Paris haben wir auf der Karte ein unbekanntes Schloss gesichtet – das wählen wir zur Einstimmung. Wir tuckern über ländliche Strassen, an gelben Ähren- und noch gelberen Sonnenblumenfeldern vorbei, durch einsame Dörfer und weitläufige Städte. «Hier müsste es sein» – Baustelle – «doch, hier, ein verfallenes Tor, eine Mauer» – und

ein Hinweis auf den Eingang. Wir fahren der Mauer entlang, kommen an ein Tor, eine Art Pförtnerhaus. Daran ein Plakätchen. Wir haben Glück! Gerade jetzt, in diesen zwei Stunden, ist die Anlage geöffnet. Eine Frau mit Kindern verkauft an einem Tischchen im Park Eintrittskarten. Wir spazieren auf einem verwilderten Strässchen in den Park hinein, warten auf etwas Märchenhaftes – einen Hirsch, einen verwunschenen Prinzen gar –, aber nichts regt sich. Wir sind völlig allein, alles ist ruhig. Ah – endlich, da vorne! «Nein, das ist kein Schloss!» Als wir näher kommen, ist es doch grösser als angenommen, es entpuppt sich als nettes Schlösschen mit Türmen und einem richtigen Wassergraben ringsum. Die Zugbrücke ist unten. Schnell steuern wir auf das Tor zu. In diesem Moment öffnet sich über uns ein Fenster, und ein älterer Mann mit Dächlikappe ruft uns zu, eine Viertelstunde zu warten. Schon ist das Fenster wieder geschlossen. Wir schauen uns an, zucken die Achseln, gehen zurück. Auf der Wiese sind Arbeiter daran, ein Festzelt abzubauen. Wir spazieren umher, bis es zu regnen beginnt und wir im Schutz der grossen Bäume wieder zur Zugbrücke schleichen.

Jetzt öffnet sich die Türe. Wir dürfen eintreten. Wir stehen in einem kleinen Hof mit Sicht in einen hübschen Garten. Der Mann mit Kappe beginnt rasch und laut – als ob er eine grosse Gruppe vor sich hätte – eine richtige Führung. Wir laufen hinter ihm treppauf und -ab, durch verstaubte Salons, über einstmals sicher schöne Teppiche. Wir blinzeln uns zu, wenn er uns mit schnarrender Stimme die Ahnengalerie erklärt und die Jagdtrophäen zeigt. Im bröckelnden Gemäuer findet sich plötzlich eine winzige, aber wunderschöne Kapelle, wo unser Führer einige Minuten schweigt und uns Zeit lässt.

Auch wenn wir lange nicht alles verstanden haben: Das Schlösschen gefiel uns. Wir laufen im leichten Regen den Einfahrtsweg zurück, schauen nochmals auf unser verwünschtes Schloss – es wäre eine Gespenstergeschichte wert – und fahren weiter zum mächtigen Fontainebleau, am nächsten Tag dann nach Versailles. Dort warten Hunderte von Personen auf Einlass. Wir erinnern uns schmunzelnd an unsere ganz private Schlossbesichtigung.

Lilo Schmidt

... und es war sehr gut

Ein Maiensäss-Gottesdienst an einem strahlenden Sonntagmorgen. Wir waren früh aufgestanden und gemächlich hinaufgestiegen, durch Wälder und über Alpweiden. Das Kirchlein war noch geschlossen, kein Mensch in der Nähe, und so setzten wir uns auf einen sonnendurchwärmten Stein, hoch über dem Tal. Die Bergblumen, spät dieses Jahr, blühten und dufteten um uns herum, dass wir kaum wagten, den Fuss aufzusetzen; ein weisses Spitzchen grüsste und lockte in der Höhe, und zu unseren Füßen rauschte und toste, nein, kein Bergbach, tief unten rauschte und donnerte es auf den zwei weissen Bändern der Autobahn. Aus dieser Höhe, von diesem Aussichtspunkt aus störten sie eigentlich wenig. Sie waren nur etwas zu weiss und eine Nummer zu breit für das feingliedrige Tal, für das vielfarbige Grün der zerstückelten Weiden, das Grau und Braun der kleinen Dörfer.

Auf der Autobahn herrschte ein ameisenhaftes Gewimmel, das von unserem Hochsitz aus ohne jeden Sinn und Zweck erschien. Die farbigen Wägelchen wurden wie von unsichtbaren Kräften talaufwärts gezogen oder in endlosen Schlangen-abwärts gestossen. Manchmal schwoll das Tosen an, wenn eine Gruppe Motorräder platzschaffend vorbeidonnerte; dann ebte der Lärm einen Moment ab, es wurde still, doch gleich begann das Tosen von neuem.

Wahrscheinlich wären wir noch lange so sitzen geblieben und hätten fasziniert dem Treiben im Tal zugeschaut, als hätten wir noch nie Autos auf einer Autobahn gesehen. Aber da begann die Glocke zu läuten und zum Gottesdienst zu mahnen. Ein paar Rucksäcke lagen schon neben der Kirchentüre; die dazugehörenden Berggänger sassen in Wanderschuh und farbigen Socken in den schmalen Bänken, während die Einheimischen sonntäglich gekleidet in sauber geputzten Schuhen herbeikamen.

Das Kircheninnere war von beeindruckender Schlichtheit; Granitplatten aus dem Tal als Fussboden, Arventäfer als Dekke; lediglich der halbrunde Chor mit einem einfachen gemalten Bogen machte den Raum zum feierlichen Raum, zur Kirche.

Der Pfarrer war ein junger, kräftiger Mann und so braungebrannt, als habe er nur schnell für den Gottesdienst das Heuerhemd mit der schwarzen Amtstracht vertauscht.

Seine volle Stimme füllte die Kirche bis zum hintersten Winkel mit den grossartigen Worten nach der Schöpfungsgeschichte: «... und Gott sah alles an, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.» Dabei verweilte der junge Pfarrer jedoch nicht. Er fragte vielmehr seine kleine, zusammengewürfelte Gemeinde, ob man auch heute noch zu diesen Worten stehen und in guten Treuen behaupten könne, dass es gut um die Wasser der Bäche und Flüsse und Meere bestellt sei; dass es den Bäumen, den Blumen und Pflanzen gutgehe, dass der Boden gesund und fruchtbar sei.

Der Pfarrer entliess uns mit dieser eindringlichen Frage; er entliess uns damit in die fast unversehrte, schimmernde, duftende Alpenwelt. Ingeborg Rotach

Reverenz

Er war ein lieber, lustiger Mensch und ein guter Freund. Seit Abschluss seines Studiums bestand sein Leben aus Arbeit, oft bis in die Nacht hinein. Er schonte sich nicht. Und er war keiner, der klagte. Aber Ärger

und Kummer nagten an ihm, frassen sich in sein Herz hinein. Ich bewunderte ihn, wie er die Situation an seinem Arbeitsplatz tapfer ertrug. Sein Chef verhielt sich nie so, wie sich ein guter Chef verhält. Nach Beendigung seines Arbeitsverhältnisses (das begrenzt war) wurde ihm die Wohnung gekündigt (grundlos). In seinem Beruf sind freie Stellen knapp. Er musste freischaffend arbeiten.

Und dann wurde er plötzlich aus seinem jungen Leben geholt. Wir sind erschüttert. Aber es erscheint mir als Gnade, dass es mitten in einer Beschäftigung geschah, die er geliebt hat. Ich wünsche ihm so sehr, dass er jetzt den Frieden gefunden hat.

Eines ist mir dabei wieder ganz deutlich zum Bewusstsein gekommen: Wenn wir *jetzt* zu unseren Nächsten nicht gut sind, wann dann? Ein Gedicht fällt mir ein, in dem es, wenn ich mich recht erinnere, heisst: Die Stunde kommt, die Stunde geht, wo du an Gräbern stehst und weinst. So ist der Tod des Freundes für mich auch eine Mahnung. Wie sehr hoffe ich, dass ich sie in meinem Leben stets beherzigen kann, damit der Tod nicht zur Mauer wird, durch die ich nicht mehr hindurch kann zum anderen.

Er wird uns unvergessen bleiben. Wir werden ihn in unseren Herzen bewahren. Th.

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Schade

(Echo Nebelspalter Nr. 36)

Sehr geehrter Herr Brem

Eine feine Antwort auf einen Artikel, den ich leider nicht gelesen habe. So öpпис stellt einen auf als Gattin eines Tag und Nacht einsatzbereiten Grossverdieners auf dem Lande.

Schade, dass Sie nicht ab und zu mit uns tauschen können. – Bleiben Sie gesund!

Margarete Dubach

Rascher

(Echo Nebelspalter Nr. 35)

Hege schreibt: «Wenn ich letztes Jahr zur Bank ging, Geld abheben, brauchte ich höchstens fünf Minuten. Seit die Bank auf Computer umgestellt hat, warten ständig lange Menschengängen vor den Schaltern.»

Meine Erfahrungen sind gegenteilig: Wenn ich einzahle oder abhebe, staune ich jedesmal aufs neue, denn der oder die Bankan-

gestellte drückt einige Tasten, und in Sekundenschnelle habe ich den Saldo (im Sparheft), in den Händen, gedruckt.

Das geht bei meiner Bank schon seit Jahren so, also sehr viel rascher als früher; noch nie ist ein Fehler vorgekommen.

Übrigens ist das Sparheft auf der Bank deponiert. Ich brauche es nicht vorzuweisen, sondern nenne die Nummer des Hefts. Die Einzahlungen/Abhebungen werden nicht sogleich eingetragen, sondern im Computer gespeichert. Gelegentlich wird dann das Büchlein hervorgehoben, und der Computer druckt – wiederum in Sekundenschnelle – die mehrfachen Ein- und Auszahlungen ins Sparheft. Da kann man nur noch staunen – als «alter Knabe» (82). Mit freundlichen Grüßen

Arnold Zellweger

NB: Dass Computer unsäglich «stur» sein können, zum Beispiel wenn man eine Zustellung abstellen will, habe ich natürlich auch erfahren.